

## **Erklärungsansätze für die positiven Effekte von Mensch-Tier-Interaktionen**

Auf die aus meiner Sicht wichtigsten Schlüsselkonzepte, wie beispielsweise die Biophilie, das Anthropomorphisieren, das Aktivieren des Oxytocin-Systems, die Bindungstheorie, etc., werde ich in nachfolgenden Kapiteln näher eingehen, allerdings stelle ich dabei keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit, da dies den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde.

### **(1) Biophilie** (*siehe auch Kapitel „Biophilie“ bei Naturgestützten Interventionen*)

„Wilson (1984) beschreibt „Biophilie“ als die Affinität von Menschen, sowohl Kindern als auch Erwachsenen, zu Natur, Leben und lebensähnlichen Prozessen. Dies schließt ein starkes Interesse an Tieren ein, welches viel weiter zu fassen ist als die reine „Liebe zu Tieren und Natur“ (was der Begriff Biophilie nahelegt). Es gehören auch Empfindungen wie der Wunsch nach Nähe zum anderen, aber auch Ekel, Angst oder der Wunsch, Natur zu dominieren oder zu (be-)nützen, dazu. Jegliche Art der Bezugnahme von Mensch zu Tier und Natur fällt unter den Begriff der Biophilie.“ (Kellert & Wilson, 1995, zitiert nach Beetz et al., 2021, S. 28) Studien belegen, dass schon Babys, aber auch ältere Kinder, Tieren gegenüber – im Vergleich zu unbelebten Objekten – ein auffallend ausgeprägtes Interesse zeigen, was die These der Biophilie unterstützen würde (vgl. Beetz, o.J., S. 6).

Entwickelt hat sich die Biophilie nach Wilson wohl im Laufe des menschlichen Evolutionsprozesses. Schon immer bewohnten Menschen die Natur gemeinsam mit Tieren. Um ihr Überleben zu sichern, lernten sie, die umgebende Natur und insbesondere die Tiere zu beobachten, da diese gleichzeitig Nahrungsquelle, aber auch Gefahr darstellen konnten. Zudem konnte das tierische Verhalten dem Menschen auch Informationen über herannahende Naturphänomene (z.B. Erdbeben, etc.) oder auch andere Raubtiere vermitteln (vgl. Beetz et al., 2021, S. 28).

„Auf einer vorbewussten Ebene achten Menschen daher auf das Verhalten von Tieren in ihrer Nähe und interpretieren ruhige, ruhende Tiere (die beim jeweiligen Individuum keine Angst auslösen, z. B. aufgrund von Phobien oder Gefahr) als Anzeichen für eine sichere Umgebung. Dies löst wiederum physiologische Entspannung und ein Gefühl der Sicherheit im Menschen aus, ein Phänomen das „Biophilie-Effekt“ genannt wird.“ (Julius, Beetz, Kotrschal, Turner, & Uvnäs-Moberg, 2013, zitiert nach Beetz, o.J., S. 6)

## (2) Ablenkung

Forschungsergebnisse bestätigen, dass Ablenkung grundsätzlich zur Reduktion von Schmerzwahrnehmung, Ängsten und sonstigen negativen Befindlichkeiten beitragen kann. Da Tiere, wie im vorherigen Kapitel beschrieben – biophiliebedingt – spontan die Aufmerksamkeit von Menschen auf sich ziehen, können diese auch gut als Ablenkung wirken, was insbesondere in unangenehmen Situationen positiv eingesetzt werden kann (vgl. Beetz et al., 2021, S. 6f).

## (3) Anthropomorphisieren

Unter Anthropomorphisierung versteht man die Neigung der Menschen, Tiere – insbesondere Haustiere – zu vermenschlichen. Das bedeutet beispielsweise, dass man ihnen Namen gibt, sie in menschenähnliche Kleidung steckt und ihnen menschliche Gefühle und Eigenschaften zuschreibt (*siehe auch Kapitel Du-Evidenz*).

Rein wissenschaftlich betrachtet wird das Phänomen des Anthropomorphisierens jedoch als Grundlage für den Beziehungsaufbau zwischen Mensch und Tier gesehen. Anthropomorphisieren ist wichtig und wahrscheinlich die einzige Möglichkeit des Menschen, Verständnis für die Bedürfnisse, Verhaltensweisen und Intentionen von Tieren zu erlangen (vgl. Beetz et al., 2021, S. 28f, vgl. Beetz, o.J., S. 7).

„Spezielle Module im Gehirn, welche über soziale Intelligenz komplexe soziale Interaktionen steuern, gelten als neurologische Basis für das Anthropomorphisieren (Mithen, 1996, \*<sup>1</sup>). Dabei spielt die stark ausgeprägte Motivation des Menschen eine Rolle, soziale Verbundenheit zu schaffen und den Aktionen anderer Lebewesen Bedeutung zuzuschreiben (Epley et al., 2007, \*<sup>1</sup>). Vermutlich über **Spiegelneurone** vermittelt, interpretieren Menschen implizit Verhaltensweisen von Tieren so, wie sie es aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen empfinden würden (Goldman, 2006, \*<sup>1</sup>). Je phylogenetisch näher eine Spezies dem Menschen steht, desto einfacher scheint eine korrekte Interpretation zu gelingen. Ebenso fällt auch der Beziehungsaufbau zu solchen Spezies leichter, zumindest im Kindes- und Jugendalter.“ (Hirschenhauser et al., 2017, \*<sup>1</sup>) (\*<sup>1</sup>zitiert nach Beetz et al., 2021, S. 29)

Die **Anthropomorphisierung** muss aber auch kritisch betrachtet werden. Tiere haben meist andere Bedürfnisse als wir Menschen und übermäßige Vermenschlichung kann zu Fehlinterpretationen des tierischen Verhaltens führen, was schlussendlich sogar gefährlich für Mensch und Tier werden kann.

Im Gegensatz zu uns Menschen, die in der heutigen Zeit nach Individualität und Einzigartigkeit streben, benötigen die meisten sozial lebenden Tiere zum Überleben eine Herde oder Gruppe.

Innerhalb dieser sind Beziehungen klar durch Struktur, Ordnung und Hierarchie geregelt. Mein Ausbildungsleiter, Dr. Dieter Schaufler, der neben der Tätigkeit als Allgemeinmediziner, Psychotherapeut, etc. auch der Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Tiergestützte und Naturgestützte Therapie ist, vertritt die Meinung, dass vorab geschilderte Diskrepanz eines der größten Missverständnisse im heutigen Zusammenleben zwischen Menschen und Tieren darstellt. Seiner Ansicht nach suchen Tiere nach klaren Strukturen und das auch im Zusammenleben mit uns Menschen, daher sollte es unsere Aufgabe sein, unseren Tieren diese Strukturen auch zu geben. (vgl. Schaufler, Basismodul, o.J., S. 49).

Dr. Schaufler weist auch eindrücklich auf folgendes hin: „Wenn wir später mit unseren Tieren gemeinsam für andere Menschen eine Dienstleistung erbringen wollen, müssen wir unsere kleine Mensch/Tier Gruppe dann auch anführen und leiten. Sonst kann das gefährlich werden! Dabei möchte ich aber unbedingt anmerken, dass dieses „Führen“ einer Herde, Gruppe, eines Rudels nicht ein autoritäres, starres oder gar aggressives Machtspiel bedeutet, sondern, und das haben mich meine tierischen Begleiter im Lauf der Jahre gelehrt, Führen bedeutet der Gruppe zu dienen. [...] Dieses Führen einer Herde, eines Rudels, oder einer Schar durch positive Verstärkung und nicht durch das Ausüben einer durch Gewalt bestimmten Alphaposition ist auch durch das aktuelle Tierschutzgesetz geregelt. Dabei meine ich nicht zwangsläufig eine durch stetige Leckerligabe bestimmte Mensch/Tier Beziehung, denn diese kommt ja auch nicht in der Natur selbst vor. Hier müssen wir uns schon an natürlichen Herdenabläufen orientieren. Positive Verstärkung entsteht am besten durch ruhige, entspannte und positive Präsenz. Heute sagen wir Leadership dazu. Und gute Leadership entsteht durch ein starkes Team!“ (Schaufler, Basismodul, o.J., S. 49 ff)

#### **(4) Spiegelneurone**

Spiegelneurone wurden im Jahr 1996 rein zufällig von einem Forscherteam unter der Leitung des italienischen Neurophysiologen – Giacomo Rizzolatti – bei einem Experiment mit Makaken entdeckt (vgl. Wikipedia: <https://de.wikipedia.org/wiki/Spiegelneuron>).

„Spiegelneurone sind Zellen, die nicht nur reagieren, wenn wir selbst eine bestimmte Aktion ausführen oder uns vorstellen, sondern auch wenn wir andere Menschen nur beobachten oder anderweitige für diese Handlung typische Signale (z.B. Geräusche) wahrnehmen. Die Reaktion der Spiegelneurone geschieht automatisch und ohne eine intellektuelle Bewertung – so „fühlen“ wir was unser Gegenüber „fühlt“, wir führen auch oft unwillkürlich die gleiche Handlung (Mimik, Gähnen, Lachen) aus, die wir beim anderen sehen. Bedeutsam ist dabei, dass die Spiegelneurone nur dann aktiviert werden, wenn ein biologischer Akteur (Lebewesen) die

Handlung ausführt. Diese Resonanz mit anderen Menschen ermöglicht uns erst das soziale Zusammenleben und gegenseitiges Verstehen. Spiegelneurone brauchen zu ihrer Weiterentwicklung von Geburt an eine stimmige Interaktion mit einem sozialen Gegenüber und werden vor allem bei Imitationsspielen „trainiert““. (Beetz, 2006, <https://de.scribd.com/document/356067824/Beetz-Abstract-Spiegelneuronen>)

Es stellt sich nun die Frage, ob diese Resonanz nun auch zwischen Menschen und Tieren besteht und auch hier eine gegenseitige Spiegelung stattfindet.

Auch wenn wissenschaftlich noch keine konkreten Ergebnisse vorliegen, sprechen einige Hinweise dafür, wie beispielsweise die „joint attention“, welche die gemeinsame Aufmerksamkeit und Blickorientierung mit dem eigenen Tier beschreibt. Ein weiterer Hinweis wäre die Empathiefähigkeit gegenüber Tieren, wenn sie sich z.B. freuen oder auch das menschliche Resonanzempfinden, wenn Tiere Schmerzen verspüren. Im Hinblick auf die Mensch-Tier-Beziehung liefert das Konzept der Spiegelneuronen einen Erklärungsansatz für das Übertragen von beispielsweise guter Stimmung oder auch Entspannung durch ein Tier auf den Menschen (vgl. Beetz, 2006, <https://de.scribd.com/document/356067824/Beetz-Abstract-Spiegelneuronen>)

Nach Dr. Dieter Schaufler können in Beziehungen mit Tieren – auf Basis dieses Konzepts – sogar neue Beziehungsmuster entstehen, die dann infolge auch mit Menschen gelebt werden können. Dabei kann durch Nachahmung von zwischenmenschlicher Beziehung mit einem Therapetier eine Verbesserung der Beziehungskompetenz eines Menschen im zwischenmenschlichen Alltag erlangt werden (vgl. Schaufler, Basismodul, o.J., S. 129).

### **(5) Aktivierung des Oxytocin-Systems**

Die Aktivierung des Bindungs- und Wohlfühlhormons Oxytocin, das zugleich ein Neurotransmitter ist, scheint eine primäre Rolle bei der Erklärung der positiven Effekte der Mensch-Tier-Interaktionen zu spielen (vgl. Beetz, o.J., S. 8). „Dieses Hormon steuert Mechanismen beim Geburtsvorgang, wird beim Stillen, Streicheln etc. freigesetzt und fördert die soziale Bindung und reduziert den Stresshormonspiegel.“ (Schaufler, Modul Best Friend 1, o.J., S. 133)

Mehrere Studien zeigen, dass die Interaktion mit Tieren, insbesondere mit Hunden, den Oxytocin-Spiegel erhöhen kann. Dieser Effekt nimmt signifikant zu, wenn noch dazu eine gute Bindung zu dem Hund besteht. Im Gegensatz zu Interaktionen zwischen Menschen, wo Körperkontakt nur in sehr engen Bindungsbeziehungen vorkommt, sind Berührungen bzw. ist

das Streicheln ein wesentlicher Bestandteil in Mensch-Tier-Beziehungen (vgl. Beetz, o.J., S. 8f).

Ergänzend möchte ich hier auch erwähnen, dass die chemische Vorstufe des Oxytocins das Vasopressin ist. Dies gilt als das sogenannte Eifersuchthormon, das zugleich die Bildung des Kampfhormons Noradrenalin anregt. Das bedeutet, dass es kein Oxytocin ohne Vasopressin gibt und im weiteren Sinne – keine Bindung ohne Eifersucht (vgl. Schaufler, Modul Best Friend 1, o.J., S. 133).

## **(6) Bindungstheorie und Fürsorgeverhalten**

Bindungserfahrungen spielen eine grundlegende Rolle für die Entwicklung der menschlichen Psyche. Vor allem frühkindliche Bindungserfahrungen sind entscheidend für die Entwicklung von Emotionsregulation sowie sozialer und emotionaler Kompetenzen und in weiterer Folge der Bindungsfähigkeit eines Menschen. Eine zentrale Rolle bei der Entstehung des Bindungsmusters spielt dabei das Verhalten der Bindungsperson(en). Im Ideal schafft dieser Kontakt Sicherheit und dient zur Regulation von Emotionen und Stress, was besonders gut mit Körperkontakt gelingt.

Bindungen können aber nicht nur im zwischenmenschlichen Kontext entstehen, sondern ebenso zwischen Menschen und Tieren. Diese Beziehung zu Tieren kann sich positiv auf emotionale und soziale menschliche Bedürfnisse auswirken. Als Erklärungsansatz für die Mensch-Tier-Beziehung dient die Bindungstheorie nach John Bowlby (1969) und Mary Ainsworth (1963) (vgl. Widmaier, 2018, S.18f).

Die **Bindungstheorie** beschreibt, wie die Entwicklung von Kindern durch ihre emotionalen Beziehungen zu den Bezugspersonen (zumeist den Eltern) geprägt ist. Eine starke Bindung entsteht durch die Erfahrung der Babys, dass sie ihren Bezugspersonen vertrauen können und diese ihre Grundbedürfnisse gut und verlässlich erfüllen können. Je nach Bindungsqualität entwickeln sich in den ersten Lebensjahren verschiedene Bindungstypen, welche ein Leben lang nachwirken und das weitere, spätere Beziehungsverhalten durch Übertragung (sog. Transmission) der in der frühen Kindheit erlernten Bindungsmuster prägt. Die Bindungstypen beschreiben, wie sehr sich ein Kind in unbekanntem Situationen an seiner Bezugsperson orientiert (Bindungsverhalten) und wie autonom es seine Umwelt erkundet (Explorationsverhalten) (vgl. Beetz et al., 2021, S. 33f). „Bindungsverhaltenssysteme und Explorationsverhaltenssysteme stehen sozusagen in Konkurrenz – ist das eine System aktiviert, ist das andere deaktiviert. Nur bei einer guten Balance zwischen Bindung und Exploration kann sich ein Kind optimal entwickeln – bei einer

zu starken Betonung der Bindung (nicht altersadäquat) leidet das Lernen durch Exploration. Umgekehrt bleibt die Exploration ohne eine sichere Basis bei der Bindungsfigur – in einer sicheren Bindungsbeziehung – oft oberflächlich und Stress wird nicht optimal reguliert.“ (Beetz et al, 2021, S. 33)

Es werden insgesamt 4 Bindungstypen – je nach Stärke des Bindungsverhaltens – unterschieden:

**a) Sicherer Bindungstyp**

Menschen, die diesem Bindungstyp zugeordnet werden können, sind meist in der Lage, gesunde und langfristige Beziehungen zu führen. In der Kindheit haben sie gelernt, Stressreaktionen oder auch negative Emotionen zu regulieren, indem sie aktiven Kontakt zu ihrer Bezugsperson suchten. Sie hatten verlässliche, feinfühligel Eltern, die adäquat auf ihre Bedürfnisse reagierten und ihnen ein Gefühl von Sicherheit, Verständnis, Ermutigung und Wertschätzung vermitteln konnten.

**b) Unsicher-vermeidender Bindungstyp**

Diese Personengruppe erlebte die Bezugspersonen in ihrer frühen Kindheit als nicht zuverlässig (z.B. durch ablehnendes Verhalten), ihre Bedürfnisse konnten nicht ausreichend erfüllt werden.

In Stresssituationen suchen solche Kinder nicht mehr den Kontakt zu ihren Bindungsfiguren, sondern versuchen sich durch Exploration abzulenken. Nach außen hin wirken sie dabei oft entspannt, physiologisch zeigen sie jedoch deutlich gesteigerte Stressreaktionen, insbesondere im Vergleich zu sicher gebundenen Kindern, die stattdessen beispielsweise Weinen oder aktiv die Nähe zu ihrer Bezugsperson suchen.

**c) Unsicher-ambivalenter Bindungstyp**

Dieser Bindungstyp entwickelt sich in Interaktionen mit Bezugspersonen, die auf die Bedürfnisäußerungen ihres Kindes unterschiedlich reagierten. Mal gingen die Eltern fürsorglich auf das Kind ein, ein anderes Mal waren sie unaufmerksam oder sogar ablehnend. Bindungspersonen können Stressreaktionen bei diesen Kindern – selbst bei bestehendem Kontakt – nicht adäquat regulieren, was für längere Zeit zu einer Hemmung des Explorations- und Lernverhaltens führen kann. Unsicher-ambivalent gebundene Kinder wirken meist sehr anhänglich und bedürftig, zeigen sich manchmal aber auch ärgerlich bzw. frustriert.

**d) Unsicher-desorganisierter Bindungstyp**

Zusätzlich zu den bereits beschriebenen drei Grundtypen kann auch noch ein unverarbeitetes Bindungstrauma vorliegen, was zu einem unsicher-desorganisierten

Bindungsverhalten führen kann. Bindungstraumata können z.B. durch den Verlust von Bindungsfiguren, Missbrauch (emotional, physisch, sexuell), Vernachlässigung oder generell angstausslösendes oder ängstliches Verhalten der Bezugspersonen gegenüber dem Kind entstehen. Liegt dieser Bindungstyp vor, kann der Stresspegel in belastenden Situationen sogar durch den Kontakt mit der Bindungsfigur steigen, auch weil gerade diese selbst Auslöser für Stress und Angst sein kann (vgl. Beetz et al., 2021, S. 33f). „Wird das kindliche Bindungssystem aktiviert, folgt das Verhaltenssystem bei einer Desorganisation eben nicht mehr einer klaren Strategie (sicher, vermeidend, ambivalent), sondern bricht zeitweise zusammen, und es ist desorganisiertes, nicht zielführendes Verhalten zu beobachten (Dissoziation, Konflikt zwischen Annäherung und Vermeidung von Nähe, Angst, Einfrieren, etc.).“ (Beetz et al., 2021, S. 34)

Nachfolgende Tabelle erläutert, ergänzend zu obigen Ausführungen und zur besseren Veranschaulichung, die 4 Bindungstypen, anhand des „Fremde-Situations-Tests“. Dieser Test war ein entwicklungspsychologisches Experiment von Mary Ainsworth, der aus mehreren Phasen bestand, in denen es zur kurzen räumlichen Trennung und Wiedervereinigung zwischen 1 bis 1 ½-jährigen Kindern und deren Bezugspersonen kam. Dabei wurde beobachtet, wie sich die Kinder während der Trennung, nach dem Wiedersehen und auch in Bezug auf eine unbekannte Person im Raum verhielten. (vgl. Wikipedia: [https://de.wikipedia.org/wiki/Bindungstheorie#Sichere\\_Bindung](https://de.wikipedia.org/wiki/Bindungstheorie#Sichere_Bindung))

„Bindungstyp	Abk.	Beschreibung	Verhalten in der Testsituation
Sichere Bindung	B-Typ	Solche Kinder haben eine emotional offene Strategie und verleihen ihren Gefühlen Ausdruck.	Wenn die Bezugsperson den Raum verlässt, weinen, schreien die Kinder und wollen ihrer Bezugsperson folgen. Sie lassen sich nicht von der Testerin trösten. Bei der Rückkehr der Bezugsperson suchen sie Körperkontakt und wollen z. B. auf den Arm genommen werden. So beruhigen sie sich schnell wieder. Sie nutzen ihre Bezugsperson als sichere Ausgangsbasis, von welcher aus sie den

			<p>Raum explorieren und auch mit der Testerin in Kontakt treten.</p> <p>Das Hormon Cortisol wird bei Stress ausgeschüttet. Diese Situation bedeutet Stress und somit eine Cortisolausschüttung. Bei Wiederkehr der Bezugsperson nimmt das Cortisol prompt wieder ab, da die Stressregulierung über die Nähe zur Bezugsperson erfolgt.</p>
Unsicher-vermeidende Bindung	A-Typ	<p>Die Kinder zeigen eine Pseudounabhängigkeit von der Bezugsperson. Sie zeigen auffälliges Kontakt-Vermeidungsverhalten und beschäftigen sich primär mit Spielzeug im Sinne einer Stress-Kompensationsstrategie.</p>	<p>Sie wirken bei der Trennung von der Bezugsperson unbeeindruckt; sie zeigen ihre Emotionen nicht offen, sondern versuchen jeden Ausdruck zu vermeiden. Bei der Wiederkehr der Bezugsperson ignorieren die Kinder diese. Häufig wird die Testerin der Bezugsperson vorgezogen. Exploratives Verhalten überwiegt.</p> <p>Die Situation bedeutet für das unsicher-vermeidende Kind jedoch ebenfalls Stress. Hier erfolgt die Regulierung aber nicht über die Bezugsperson und der Cortisolspiegel bleibt über mehrere Stunden erhöht.</p>
Unsicher-ambivalente Bindung	C-Typ	<p>Diese Kinder verhalten sich widersprüchlich-anhänglich gegenüber der Bezugsperson.</p>	<p>Sie wirken bei der Trennung massiv verunsichert, weinen, laufen zur Tür, schlagen gegen diese und scheinen absolut überwältigt vom Trennungsschmerz. Bei der Rückkehr der Bezugsperson klammern sie sich an diese, lassen sich aber dennoch kaum beruhigen. Auch in Anwesenheit der</p>



			<p>Bezugsperson interagieren sie kaum mit der fremden Person. Sie wirken wie hin- und hergerissen zwischen dem Bedürfnis nach Nähe zur Bezugsperson und gleichzeitigem Ärger auf diese Person.</p> <p>Auch hier bleibt der Cortisolspiegel längerfristig erhöht, da keine adäquate Regulierung stattfindet.</p>
Desorgani- sierte Bindung	D- Typ	<p>Hauptmerkmal solcher Kinder sind bizarre Verhaltensweisen wie Erstarren, Im-Kreis-Drehen, Schaukeln und andere stereotype Bewegungen sowie völlige Emotionslosigkeit.</p>	<p>Diese Kinder haben keine Verhaltensstrategie in bindungsrelevanten Stresssituationen, um mit der Trennungs- und Wiedervereinigungssituation umzugehen. Die Angst lähmt, lässt sie erstarren und überfordert. Vorherrschende Gefühle sind Ohnmacht, Überwältigung, Hilflosigkeit und Kontrollverlust.</p> <p>Dies ist durch sich emotional widersprechende, nicht zu einem einheitlichen Muster integrierbare Bindungserfahrungen begründet. Z. B. bietet die Bindungsperson teilweise emotionale Sicherheit, teilweise ist sie jedoch auch die Quelle der Angst. Dies tritt beispielsweise bei Misshandlung durch die Bezugsperson auf. Die Bezugsperson fügt dem Kind lebensbedrohliche Gewalt zu, ist aber gleichzeitig die einzige Person, die das Kind versorgt. Es besteht eine Abhängigkeit von der Bedrohung und das Kind befindet sich somit in einer Situation, in der es nur verlieren kann:</p>

			entweder die Bezugsperson, oder die eigene Unversehrtheit.  Bei diesen Kindern ist der Cortisolspiegel dauerhaft erhöht.“
--	--	--	---

*Abbildung* : Tabelle Bindungstypen:

Wikipedia: Bindungstheorie. [https://de.wikipedia.org/wiki/Bindungstheorie#Sichere\\_Bindung](https://de.wikipedia.org/wiki/Bindungstheorie#Sichere_Bindung)

Nach diesem, für mich persönlich besonders spannendem Einblick in die Bindungstheorie, stellt sich nun die Frage, wie diese zum Verständnis positiver Effekte von Mensch-Tier-Interaktionen beitragen kann?

Laut Studien werden die frühkindlich geprägten Bindungsmuster kaum spontan auf Tiere übertragen. Stattdessen begegnen Menschen Tieren gegenüber mit einer Offenheit, die meist Berührung und Vertrauen inkludiert, ein Zeichen von sicherer Bindung in zwischenmenschlichen Beziehungen (vgl. Beetz et al., 2021, S.35). „Das bietet die Möglichkeit, dass sichere Bindungsstrategien in Bezug auf das Tier erprobt und entwickelt werden können, vor allem wenn die Interaktion durch einen Therapeuten im Rahmen tiergestützter Interventionen angeleitet und notfalls korrigiert wird.“ (Beetz, o.J., S. 11).

Interessanterweise trifft das nicht auf Haustierbesitzer:innen zu. Hier scheint das unsichere Bindungsmuster mit der Zeit – ohne Anleitung eines/einer tiergestützten Expert:in – auch auf das Haustier übertragen zu werden, was z.B. in Beziehungen zwischen Menschen und Hunden beobachtet wurde (vgl. Beetz et al., 2021, S.35).

„Zusätzlich zur Regulation von Stress und negativen Emotionen über die soziale Unterstützung durch ein Tier, bietet die Bindungstheorie über das **Fürsorgeverhaltenssystem** noch eine weitere Erklärung für positive Effekte von Tieren. Fürsorgeverhalten [...] ist komplementär zum Bindungsverhaltenssystem zu sehen. Fürsorgeverhalten entwickelt sich schon ab dem Kindesalter, und auch das erfolgreiche Zeigen von Fürsorge scheint ebenso stressreduzierend und belohnend zu wirken, wohl auch über die Aktivierung des Oxytocin-Systems [...].“ (Beetz et al., 2021, S.35) Die Versorgung von Tieren (füttern, pflegen, etc.), also das Zeigen von Fürsorge, scheint ähnliche positive Wirkungen zu haben, wie das Erhalten von Fürsorge. Da die Rollenverteilung von Kindern (Klient:in, Patient:in und auch Erwachsene) und Bindungsperson (Pädagog:in, Therapeut:in) gerade im pädagogischen oder therapeutischen

Setting nicht umgekehrt werden darf, bieten Tiere einen guten Ersatz, um die positiven Effekte des Fürsorgeverhaltens zu nutzen (vgl. Beetz, o.J., S. 11f).

➤ **Exkurs: Die Bedeutung der Übertragung und Gegenübertragung**

Das **Beziehungsphänomen** der „Übertragung“ und „Gegenübertragung“ tritt prinzipiell bei jeder Form des zwischenmenschlichen Kontakts auf und kann sehr hilfreich für das Verstehen von komplexen Beziehungssituationen sein, sowohl im Alltag, aber insbesondere auch in einem beraterischen, psychotherapeutischen oder pädagogischen Setting.

- **Übertragung**

Der Begriff der **Übertragung** stammt ursprünglich aus der Tiefenpsychologie und beschreibt den Vorgang, dass vergangene, oftmals unbewusste – verdrängte – Gefühle, Wünsche, Verhaltensmuster und (Rollen-)Erwartungen aus der Kindheit, z. B. gegenüber Eltern oder Geschwistern, in gegenwärtige soziale Beziehungen übertragen (projiziert) werden. Durch das Phänomen der Übertragung wird die Vergangenheit mit der Gegenwart verbunden und dabei zeigt sich, welchen Einfluss alte Konflikte und Traumata auf unser tägliches Leben haben (vgl. Schaufler, Basismodul, o.J., S. 252ff).

„Die Übertragung ist ein ganz natürliches und für das psychische Überleben notwendiges Phänomen, denn vertraute Konfliktlösungen und Erfahrungen aus der Vergangenheit helfen, sich im Ansturm aktueller Wahrnehmungen und Anforderungen zurechtzufinden, sie dienen deshalb auch als Schutz vor Reizüberflutung. Die Übertragung ungelöster Konflikte und Traumata, von der in der Regel die Rede ist, wenn man von Übertragung spricht, hat allerdings die umgekehrte Wirkung, sie kann die Wahrnehmung der Gegenwart in negativer Weise verzerren und das aktuelle Erleben und die damit verbundenen Beziehungen in der Gegenwart beeinträchtigen oder sogar zerstören.“ (Dorsch – Lexikon der Psychologie: <https://dorsch.hogrefe.com/stichwort/uebertragung>)

- **Gegenübertragung**

Die unbewussten Reaktionen des/der Therapeut:in auf den/die Patient:in und dessen/deren Übertragung werden in der Psychoanalyse als Gegenübertragung bezeichnet. Dabei werden die persönlichen Gefühle, Gedanken und Erwartungen des/der Therapeut:in auf eine(n) Klient:in gerichtet und der/die Therapeut:in verlässt, in der Regel vorübergehend, seine/ihre „neutrale“ Haltung. Aus diesem Grund galt das Phänomen der Gegenübertragung in den Anfängen der Psychoanalyse als unerwünschter Störfaktor, den sich die Therapeut:innen bewusst machen und beseitigen mussten. Heute werden diese Gefühle der Therapeut:innen

gegenüber ihren Patient:innen in der Psychoanalyse auch als Resonanzfläche angesehen, durch welche zusätzliche Informationen über die Patient:innen gewonnen werden können.

**In der Arbeit mit Menschen sind Gegenübertragungen unsere alltäglichen Begleiter, denen wir uns nicht entziehen können und auch gar nicht sollen. Wesentlich ist aber, dass wir uns dieser Gefühle bewusst werden und in der Lage sind sie wahrzunehmen.**

- **Übertragung und Gegenübertragung im tiergestützten Setting**

Wie einleitend bereits erwähnt, tritt das Phänomen von Übertragung und Gegenübertragung in jeder zwischenmenschlichen Beziehung auf. Aber nicht nur zwischen Menschen, sondern auch zwischen Mensch und Tier, können diese Beziehungsphänomene ablaufen, auch wenn dazu noch kaum wissenschaftliche Erkenntnisse vorliegen.

Daher ist es für tiergestützte Professionist:innen außerordentlich wichtig, selbst reflektiert – durch Supervision und Selbsterfahrung – diese Vorgänge wahrnehmen und die eigenen, unbewussten Beziehungsangebote an ihren Mitmenschen erkennen und diese bewerten zu können. Nur so wird es überhaupt möglich sein, Klient:innen richtig zu verstehen, die Lage einzuschätzen und vor allem auch gefährliche Situationen mit Tieren zu vermeiden (vgl. Schaufler, Basismodul, o.J., S. 256ff).

Durch die Tatsache, dass auch Tiere in dieses Spiel von Übertragung und Gegenübertragung hineingeraten, ergeben sich durch den Einsatz von Tieren wertvolle neue Möglichkeiten. Das Therapietier übernimmt in Form einer Symbolbeziehung zu den Klient:innen eine wichtige Funktion in diesem Setting - quasi als dritte Person. Der/die Professionist:in kommt dabei aus der Übertragungsbeziehung frei und kann die Beziehungsszene zwischen Klient:in und Tier aus der Beobachtungsperspektive wahrnehmen, gestalten und anleiten (vgl. Schaufler, Basismodul, o.J., S. 264).

„Das schafft großartige neue Spielräume zur Veränderung!!! Der Therapeut kann die Gegenübertragung des Tieres beobachten! Wie reagiert ein wertfreier Dritter, das Tier, auf meinen Klienten? Dies ist eine einzigartige Chance in der Therapie, kann aber auch ein wertvolles Instrument nach entsprechender Zusatzausbildung in jeder (sozial)pädagogischen oder eigentlich jeder Dienstleistungsbeziehung sein!“ (Schaufler, Basismodul, o.J., S. 264).

### **(7) Du-Evidenz: Mensch und Tier als Individuen**

Das Konzept der Du-Evidenz ist ein weiterer Ansatz zur Erklärung der Mensch-Tier-Beziehung. „Du-Evidenz meint, dass wir Menschen fähig sind, eine andere Person als Individuum, als „Du“ wahrzunehmen.“ (Beetz et al., 2021, S.36)

Dieser Begriff wurde 1922 von dem deutschen Arzt und Psychologen Karl Bühler für den zwischenmenschlichen Bereich geprägt (vgl. Vernooij u. Schneider, 2018, S. 7).

Heute kann der Begriff weiter gefasst und auch auf Beziehungen mit Tieren übertragen werden. „Die Du-Evidenz beschreibt die Tatsache, dass durch die intensive Begegnung und Kommunikation mit einem zunächst unbekanntem Lebewesen eine besondere, unverwechselbare Beziehung zu diesem „Du“ entstehen kann. Die Du-Evidenz mit Tieren ist kein bloßes wissenschaftliches Konstrukt, sondern echte Lebensrealität für viele Menschen, die Tiere halten!“ (Schaufler, Basismodul, S.24). Auffällig dabei ist, dass Menschen sich hauptsächlich mit solchen Tierarten verbunden fühlen, die ihnen ähnlich sind (vgl. Beetz et al., 2021, S.36), ähnlich im körpersprachlichen Ausdruck, den Beweggründen, Empfindungen sowie den spezifischen Bedürfnissen nach beispielsweise Nähe, Berührung, Bewegung, Kommunikation und Interaktion. Diese Ähnlichkeit führt dazu, dass man sich gegenseitig als „Du“ wahrnehmen und miteinander in Beziehung gehen kann (vgl. Vernooij u. Schneider, 2018, S. 8). Solche menschlichen Parallelen findet man v.a. bei sogenannten „höheren“ Tierarten, wie z.B. bei Katzen, Hunden oder Pferden, die noch dazu fähig sind, das Verhalten der Menschen zu deuten. Ein wichtiges Signal, dass das Tier als Partner oder Teil der Familie angesehen wird, ist die Namensgebung durch den Menschen. Mit dem Namen wird das Tier individualisiert – es werden ihm individuelle Eigenschaften, Gefühle und Bedürfnisse zugestanden – und damit ragt es auch aus der restlichen Masse der Artgenossen heraus (vgl. Beetz et al., 2021, S.36). „Entscheidend für die Entwicklung der Du-Evidenz ist weniger die kognitive Ebene als vielmehr die sozio-emotionale Ebene. Demnach sind v.a. die persönlichen Erlebnisse mit dem Anderen, die subjektive Einstellung zu ihm und die authentischen Gefühle entscheidend. Das Erleben der Du-Evidenz ist möglicherweise Voraussetzung für das Empfinden von Empathie und Mitgefühl für andere Menschen.“ (Beetz et al., 2021, S.36f).

Ergänzend möchte ich auch noch anführen, dass Dr. Schaufler aufgrund seiner persönlichen Erfahrung und Wahrnehmung der Meinung ist, dass die Du-Evidenz nicht nur mit „höheren“ Tieren erlebbar ist, sondern durchaus auch beispielsweise mit Insekten oder Weichtieren, auch wenn das wissenschaftlich nicht fundiert ist (vgl. Schaufler, Basismodul, S.24).

**(8) Verbesserung der Voraussetzungen für Lernerfolge**

Mittlerweile ist bekannt, dass erfolgreiches Lernen bestimmter Rahmenbedingungen bedarf. Dazu zählen ausreichende Konzentration, eine neutrale bis gute Stimmung, Motivation, Aufmerksamkeit sowie Angst- und Stressfreiheit. All diese Faktoren können durch Interaktion mit Tieren positiv beeinflusst werden und somit können optimale Lernbedingungen gefördert werden. Als „soziale Katalysatoren“ können Tiere auch den Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung zwischen Klient:innen und beispielsweise Therapeut:innen/Berater:innen oder auch Pädagog:innen unterstützen, was eine wesentliche Voraussetzung für den Erfolg einer Intervention darstellt (vgl. Beetz et al., 2021, S. 39).